



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tagbuch.

I.

Aus Breslau.

Wachsthum der Stadt. — Der Bollmarkt. — Ueberraschung und wieder Ueberraschung. — Wiederauftauchen Joel Jacoby's. — Theater.

Wenn man sieht, wie Breslau sich in seinen Neubauten immer weiter ausdehnt und jede Straße, wie der Hirsch sein Geweih, jährlich wenigstens um eine Zacke zunehmen läßt, wenn man ferner sieht, daß alle diese neuen prachtvollen Häuser von der untersten Mansarde bis zur obersten Dachstube bewohnt sind; so muß man sich erstaunt fragen: wo kommen all' die Bewohner all' dieser Wohnungen her? Ist dieses in immer weiteren Kreisen hinansflutende Stadtleben nur eine Folge der früheren Einpferchung, des mittelalterlichen Uebereinanderhockens? Freilich macht man heute mehr Ansprüche an die Bequemlichkeit, den Comfort, und begnügt sich nicht mehr mit einer patriarchalischen Familienstube. Aber dieser Umstand kann die alleinige Ursache von der Ausdehnung des städtischen Lebens nicht sein; denn die Geschäftigkeit der Altstadt hat gegen früher nichts eingebüßt. Liegt's daran, daß das Land uns alljährlich so und so viel Einwanderer schickt? Es hat allerdings den Anschein, als solle alles Leben ein großstädtisches werden, als solle die städtische Prosa der Industrie die Poesie der Idylle todthämmern, niederrennen. Aber die Einwanderung steht doch in keinem Verhältniß mit dem Anwachsen des städtischen Elements. — Ich könnte so noch weiter fragen und jede dieser Fragen mit einem restringirenden Aber bejahen, wären der Ursachen nicht zu viele, die sich vereinigt, um es Heinrich dem Städtebauer nachzutun. Es war mir hier blos um die einfache Erwähnung zu thun, daß die Physiognomie Breslaus innerhalb weniger Jahre eine ganz andere geworden ist. Lange, breite Straßen mit schönen, palastähnlichen Gebäuden sind entstanden oder noch im Entstehen begriffen, inmitten welcher man an das alte, eingeschwärzte Breslau denkt, wie an eine alte, längstverklungene Sage. Die Elite des Adels, die Geld-

männer ohne Geschäft, das Beamtenthum hat sich in die hellen, reinlichen Wohnungen der Vorstädte getheilt, so daß es nur der hohen Fabrikshornsteine und des Schnaubens der Locomotive bedarf, um uns an den Geist oder Ungeist des neunzehnten Jahrhunderts zu erinnern. Der Luxus, die Gewerbsthätigkeit, der Handel und Verkehr hat seine Märkte in der Altstadt, die mit ihren hohen Giebelhäusern und engen, schmalen Straßen an die Zeit des Gemüths und des frommen Glaubens gemahnt. Zu wünschen wäre freilich, der moderne Geist setze mitunter kräftig und stark nach dem Mittelpunkte der Stadt und entfernte Alles, was übrig geblieben von der einst polnischen Wirthschaft, entfernte namentlich die romantisch durch einander gebauten Bretterbuden auf dem Ringe, worin alte runzelige Weiber sitzen und feilhaben, und verjagte die Schacherjuden, welche den ganzen Tag wie Statuen dastehen, alte Röcke und Hosen, wie eine Toga um den Arm geschlungen und auflauernd allen Junggesellen, die sie mit der Frage empfangen: Was zu handeln? Das Treiben und Leben in diesem Stadttheile ist ein sehr reges und rühriges, namentlich zur Zeit des Wollmarkts. Letzterer ist für uns, was für Leipzig die Messe. Die Vorboten dieser Saison sind die böhmischen Harfenmädchen. Schon jetzt mahnt uns ihr Geklimper, daß die Zeit der Schaaffsur gekommen. Außerdem aber werden wir noch daran erinnert durch die ungewöhnlichen Vorkehrungen, welche die Verkäufer aller Art treffen, um ihre Waare den geldgespickten Landbedelleuten anlockend zu machen durch das Ausbieten von Zimmern, Remisen und Zelten u. Leider verliert der Wollmarkt durch die russische Grenzsperr von Jahr zu Jahr mehr an seiner Bedeutsamkeit. Das Slavische in allen Beziehungen ist überhaupt die Plage Schlesiens. In Oberschlesien hängt es sich wie ein Bleigewicht an alle Civilisationsversuche, im mittleren Schlesien prävalirt das deutsche Element, man kann jedoch sehr genau bezeichnen, wann und wo das polnische Wesen seinen Einfluß geltend macht. — Die denuncierte communistische Verschwörung in Schlesien ist der außerprovinzlichen Presse ein Räthsel. Wenn letztere jedoch glaubt, wir seien hier tiefer eingeweiht in diese Mysterien, so sei hier auf die Exhortationen von außen mit Entschiedenheit geantwortet, daß unser Staunen über die angebliche Entdeckung wo möglich noch größer ist, als irgendwo außer Schlesien. Wir kommen seit einiger Zeit überhaupt aus den Ueberraschungen nicht heraus. Man überraschte uns mit der Verhaftung eines Mannes, den wir als Muster aller geselligen Haltung achteten; man überraschte uns mit der Mission eines geheimen Polizisten — man überraschte uns, wie ein Familienvater seine Kinder am heil. Christfeste überrascht. Der Ministerialrath im Eichhorn'schen Ministerium, Brüggemann, traf hier unlängst ein, um den Sohn Schlöffels, der Primaner des Elisabeth-Gymnasiums ist, wegen eines zum Behufe der Stilübung geschriebenen Aufsatze aus der Klasse

zu entfernen. Dank dem wackern Director Fickert, daß er sich diesem Ansinnen nicht fügte.

Nächstens haben wir noch eine Ueberraschung ganz eigenthümlicher Art zu erwarten: die Concession für eine dritte schlesische Zeitung. Ich darf nicht erst erwähnen, welche Richtung dieses zu concessionirende Blatt einschlagen wird; denn für gewisse Ideen gibts bekanntlich in Preußen kein Placet. Der regenbogige Joel Jacoby in Berlin soll sein Leiter und Führer werden, eine Wahl, die das Kind schon mit Spuren der Verwesung auf die Welt kommen läßt. Dieser Mann schreibt über jeden Gegenstand in einer Weise, wie es bestellt wird. Wenn die Berliner „Ereignisse“ von seiner geldsüchtigen Feder ausgebeutet sind, so setzt er sich hin und läßt sich über schlesische Zustände aus, als wenn er eben von einer Studienreise zurückgekehrt sei. Die Bremer Zeitung war lange dazu verdammt, seine publicistischen Nebelbilder, die er mit dem Gas der Lüge bereitet, widerzustrahlen. Nebelbildert er auch in der neuen Zeitung auf diese Art fort, so haben unsere beiden bestehenden Zeitungen von einer Concurrenz nichts zu befürchten.

Wenn unsere Tagesliteratur nach dieser Seite hin bereichert werden soll, so steht uns in anderer Weise wieder ein Verlust bevor: der Breslauer Theater-Figaro gibt, was er eigentlich nie gehabt, seinen Geist auf. Der bisherige Redacteur Hermann Michaelson geht nach Berlin, um dort ein neues Theaterblatt, für welches er bereits die Concession besitzt, unter dem Namen „Deutscher Theaterhorizont“ zu redigiren. Ob sich eine der jüngeren literarischen Kräfte um die Figarovacanz bewerben wird, ist noch sehr zweifelhaft.

Emil Devrient's gegenwärtiges Gastspiel in Breslau bringt der Theaterkasse bedeutende Einnahmen, denn der Künstler versteht sehr wohl, vor seinen Ruf mächtige Hebel zu spannen, namentlich durch die Wahl von Stücken, auf die unser Publicum bereits mit Ungeduld wartete. „Das Urbild des Tartüffe“ hat sich in letzter Beziehung ganz besonders bewährt. Devrient spielte darin die Rolle des Moliere.

Semrau.

II.

Aus Wien.

1.

„Er muß auf's Land.“ — Guckow. — Die Concurrenten um die Dramaturgenstelle. — Aristokratische Schauspieler. — Beamtenhochmuth in Lemberg.

Im Hofburgtheater ging vor einigen Tagen das vielbesprochene Lustspiel: „Er muß auf's Land“ in die Scene und eroberte sich trotz der zahlreichen Eingriffe der Censur, den Beifall des großen Publicums, das zufrieden ist, wenn es lachen, herzlich lachen kann. Das

hat es denn auch redlich gethan, und dem vergnügungssüchtigen Volke mag die Familie Ziemer in ihrer scheuen Entfugung, recht possirlich vorgekommen sein; solche Exemplare mögen hier wohl einzeln zu finden sein, aber als Gattung existiren sie bei uns gar nicht. Dem hiesigen Publicum erscheinen diese Frömmeler wie Zerrbilder in Hogarths Manier, als ergögliche Phantasiegeburten, welche komisch wirken, denen man aber keine Lebensfähigkeit zutraut. Das Pfaffenthum ist bei uns hier in Wien ein ganz anderes, da wird das Fleisch nicht tyrannisiert, sondern genießt der vollsten Emanzipation, die Gelüste können sich behaglich ergehen, und die Willenskraft und Intelligenz gehen unter in der süßen Knechtschaft der Sinne.

Der arme Tartuffe, laut dem Hofburgtheater ein Commissionsrath, im Original wohl ein Consistorialrath, verbietet Musik und Tanz; hier denkt man, musiciert und tanzt nur zu, dabei kommt ihr auf keine andern Ideen, und es ist zu verwundern, daß die Herren Strauß und Nabel nicht im Solde der Jesuiten stehen, damit sie nicht unterlassen, die Wiener mit neuen Walzern und neuen Quadrillen zu versorgen. Das Stück gefiel und wird oft gegeben.

Guzkow, der hier verweilt und ein fleißiger Besucher des Burgtheaters ist, hat bei der Direction desselben ein neues Drama: „Der dreizehnte November“ eingereicht; ein anderes Lustspiel, das die Zeitungen: „Einf!“ betitelten, verleugnet Guzkow. Man kommt ihm überall freundlich entgegen, aber Freunde im wahren Sinne hat er hier keine, und darum wird es wohl auch nicht zu einer Festessens-Demonstration kommen, wie bei Dehlenschläger, List, Thorwaldsen, Cornelius u. s. w. Alles schätzt in ihm den scharfsinnigen Kopf, den geistreichen Schriftsteller, den vielseitig anregenden Journalisten, aber von echter Sympathie ist dabei nichts zu finden.* Es ist kein Zweifel, daß es noch andere Zwecke sind, als die Autopsie des Hoftheaters, welche ihn nach der österreichischen Hauptstadt geführt; manche wollen wissen, es handele sich um eine Stelle als Dramaturg beim Burgtheater, um welche Saphir bereits zwei Mal angehalten, und welche ihm trotz hoher Fürsprache stets wegen der entschiedenen Abneigung des Herrn von Holbein verweigert wurde. Es haben sich in Folge dieser angedeuteten Verhältnisse ärgerliche Reibungen herausgestellt, die

*) Ein anderer Brief meldet uns: „Guzkow findet hier die zuvorkommendste Aufnahme. Er wird auf eine kurze Zeit nach Ischl reisen und dann der Aufführung seines „dreizehnten Novembers“ beiwohnen. Der Held dieses neuen Stückes ist ein junger Mann, der von der fixen Idee besessen ist, er müsse durch Selbstmord sterben, da diese Todesart in seiner Familie heimisch ist. Ein Freund, der auf die Erbschaft lauert, umgibt ihn wie eine Art Medusä und sucht seine trüben Ideen noch mehr zu exaltiren. Der dreizehnte November ist der verhängnißvolle Tag u. s. w.“ Wir wollen nicht Alles ver-rathen.

ich hier übergehen will, allein Herr von Holbein scheint seine Weigerung für die Zeit kaum haltbar motiviren zu können (?) und deshalb darauf bedacht zu sein, schnell eine annehmbare Auctorität an den Platz zu schieben, welche ihm dafür verpflichtet bliebe, und von der er nichts weiter zu besorgen hätte. Gewiß ist, daß Guklow schon vor zwei Jahren hierher ein Anerbieten stellte, die Stelle eines Dramaturgen zu übernehmen und seine Kräfte ungeschmälert der Bühne zu widmen. Dieses Erbieten wurde damals höflich abgelehnt, weil Holbein noch der Meinung war, selbst Alles thun zu können, und bei seinem Sparsystem die Ausgabe scheute. Ist man jetzt anders gesinnt? Unter den Candidaten hätte Halm-Münch jedenfalls die meisten Chancen für sich, wenn er anders in Wahrheit noch entschlossen wäre, nach diesem Posten zu geizen. Auch Baron Zedlig, der schon gegenwärtig Einfluß hat auf den Gang der Dinge an der genannten Hofbühne, ist nicht zu vergessen, sowie endlich selbst der frühere Director Regierungsrath Deinhardtstein sehr bemüht ist, seine verlorene Stelle abermals zu gewinnen.

Im Schloßtheater zu Schönbrunn hat eine adelige Gesellschaft zum Vortheil der Wasserverunglückten in Böhmen eine Vorstellung in französischer Sprache gegeben. Man hatte dazu zwei kleine Stücke: „La peau du lion“ von Leon Laya und „Madame Barbe-Bleue“ von Locroy und Choquet gewählt, und die Preise bedeutend hoch gestellt. Ein Sperrsiß kostete 10 Fl. C.-M., allein trotz des schlechten Wetters und der ziemlichen Entfernung des Schauplazes war das Haus am Abende zum Erdrücken voll und von dem gewähltesten Publicum besetzt. Unter den Darstellenden zeichnete sich ganz besonders die junge und schöne Fürstin Clary, die Tochter des Staatsministers Graf Fiquelmont, der vordem österreichischer Botschafter am Hofe in Petersburg gewesen, durch Anmuth und Eleganz der Toilette aus. Aller Augen waren auf diese blendende Erscheinung gerichtet, welcher zunächst der Fürst Czertoryszky, ein galizischer Edelmann, und der königl. belgische Gesandte, Baron D'Sullivan de Grass, sich anreiheten. Diese beiden Herren legten gleich jener Dame Beweise eines unzweideutigen, dramatischen Talents an den Tag und wurden von der glänzenden Versammlung vielfach ausgezeichnet. Es wird noch eine zweite Vorstellung im Laufe des Monats Mai zu einem ähnlichen Zweck stattfinden und man hat mit richtigem Takt dazu ein deutsches Stück erwählt, das hierorts ungemein beliebte Lustspiel: „Ich bleibe ledig“, in dem der steife Pöps des alten Adelswesens mit köstlicher Laune verspottet wird.

Aus Lemberg vernimmt man eine häßliche Geschichte, welche unglaublich scheinen mußte, wenn sie nicht durch viele Briefe von dort her bestätigt würde. Ein junger Angestellter, der sich zu Lemberg in Urlaub aufhielt, hatte das Unglück, daß seine Mutter kurz vor seiner

Abreise bettlägerig ward und sehr schnell starb. Dadurch war der bis in's Innerste erschütterte Sohn gezwungen, seinen Aufenthalt in der Provinzialhauptstadt über die Zeit seines ursprünglichen Urlaubs zu verlängern, um die Verlassenschaft seiner Mutter zu ordnen und den Geschwistern im ersten Taumel der Bestürzung als Tröster zur Seite zu stehen. Zu diesem Ende begab sich der junge Mann sogleich zu dem Chef der ihm vorgesetzten Behörde, um von ihm die nöthige Bewilligung mündlich oder schriftlich zu erhalten. Er wurde indeß nicht vorgelassen und im Vorzimmer bedeutet, der Hofrath sei zu sehr beschäftigt, um Jemand zu sprechen. Er kam an drei verschiedenen Tagen wieder und erhielt immer dieselbe Antwort, bis er endlich das letzte Mal die Geduld verlor und dem Diener befahl, ihn gleichwohl zu melden, da sein Begehren gleichfalls ein dienstliches sei und keinen Aufschub leide. Da dies verweigert wurde, trat der Gebränkte unangemeldet in das Arbeitscabinet seines Chefs, der ihn alsbald mit einem donnernden: Marsch hinaus! empfing. Der in solcher Weise Angeredete versäumte nicht, seinem Vorgesetzten auseinanderzusetzen, daß dies nicht der Ton, in welchem man mit einem Staatsdiener spräche, und sein Anliegen so bündig sei, daß von Zeitverlust gar keine Rede sein könne. Die Folge dieser verständigen Rede war, daß der Hofrath drohte, ihn hinauswerfen zu lassen, und diese Drohung sogleich durch herbeigeklingelte Bureaudiener bewerkstelligen ließ. Von Soldaten mit gebundenen Händen am hellen Mittag durch die Straßen der Stadt nach dem Polizeihause geführt, ward er von dort, da der Chef angegeben, der Mann scheine ihm verrückt zu sein, in die Irrenanstalt gebracht, wo ihn der Irrenarzt untersuchte und mit der freimüthigen Erklärung, der Bezüchtigte sei überaus vernünftig, freigab. Den ersten Gebrauch, den der Beleidigte von seiner Freiheit machte, war eine Audienz bei dem Generalgouverneur von Galizien, dem Erzherzoge Ferdinand von Este, dem er, sowie dem Regierungspräsidenten den ganzen Sachverhalt offen mittheilte und auf einer eclatanten Genugthuung bestand, die ihm auch sicher werden muß, indem der Betreffende augenscheinlich ein Narr oder wenigstens in hohem Grade geisteskrank zu sein scheint. Sein Betragen ist um so auffallender, als es dem humanen Benehmen und dem feinen Ton, den man hier an unsern höchsten Staatsmännern gewohnt ist, schnurstracks entgegenläuft.

2.

Medicinische Schicksale. — Consul Craigher. — Noch einmal Danhauser. — Kunstjeremiaden.

Unter den interessanten Gästen, die wir in der letzten Zeit begrüßen konnten, befand sich auch der Medicinalrath Dr. Schmelz aus Dresden, der hohen Orts die ausnahmsweise Begünstigung erhielt,

hier während seines auf einige Wochen begrenzten Aufenthalts Praxis in Ohren- und Sprachwerkzeugkrankheiten ausüben zu dürfen. Die hiesige medicinische Facultät ist sonst sehr eifersüchtig in Wahrung ihres ärztlichen Monopols, und es kamen Fälle vor, wo berühmte fremde Aerzte durch den Protomedicus förmlich inspectionirt wurden und nach dem von ihm ausgestellten Gutachten in solcher Eile die Stadt verlassen mußten, daß die von ihnen in Behandlung genommenen Kranken plötzlich mitten in der Cur sich aufgegeben sahen und sich wider Willen der alten Methode unterwerfen mußten. Doch bricht sich auch auf diesem Felde allgemach der Zeitgeist Bahn und das Verpönte wird nach und nach zu Gnaden aufgenommen. Zuerst war es die lange Zeit verfolgte und verspottete Homöopathie, welche in Oesterreich concessionirt wurde, und jetzt hat man selbst den geächteten Magnetismus in so weit emancipirt, daß dem Professor Dr. Lippich von der Sanitätspolizei gestattet wurde, an der Universität öffentliche Vorlesungen über thierischen Magnetismus zu halten. Sein erster Vortrag fand vor einer zahlreichen und glänzenden Versammlung Statt und diente den übrigen als Einleitung. Auch soll der medicinischen Anwendung des Magnetismus, einem Beschlusse der Hofstudiencommission zu Folge, fortan kein Hemmnis gemacht werden. Es ist kein Zweifel, daß die Gegenwart des Dr. Emmenmayer aus München, eines geborenen Tyrolers, bei diesem erfreulichen Fortschritt wesentlich theilhaftig gewesen.

Der belgische Consul in Triest, Herr Craigher, eine interessante Persönlichkeit von der vielseitigsten Bildung und reifem, aus Erfahrungsreichthum geschöpftem Wissen, war gleichfalls längere Zeit hier anwesend. Er ist eben mit der Herausgabe einer Reiseschilderung beschäftigt, die die Anschauungen einer 1843 unternommenen Wanderung im Orient widerspiegeln soll. Selbst als Dichter gedenkt der Herr Consul sich zu zeigen, doch wäre dies nicht das erste Mal, da schon 1829 Friedrich Schlegel ein poetisches Werk von seiner Feder in die literarische Welt einführte. Craigher ist von Geburt ein Italiener und hat sich die deutsche Sprache erst in späteren Jahren auf dem Wege des Studiums angeeignet. Einige Blätter, theils Zeichnung, theils in Farben skizzirt, die ich gesehen und welche gleichfalls dem erwähnten Reisewerke einverleibt werden sollen, verrathen keine gewöhnliche Kunstbegabung und gestatten einen höchst erquickenden Einblick in ein reich und vielseitig entwickeltes Talent.

Ich muß einen durch ein komisches Mißverständniß entstandenen Irrthum, der in meinem letzten Schreiben enthalten ist, dahin berichtigen, daß sich der ungarische Publicist Pulszky nicht mit der Tochter des Dr. List, sondern mit der gleichen Taufnamen führenden Tochter des reichen Banquiers W. verlobt hat. Es ist dieselbe junge Dame, welche im verflossenen Jahre mit einem ihr von ihrem Vater

zum Geburtsfest geschenkten Loose des Staatsanlehns von 1839 den Haupttreffer mit 225,000 Fl. C.-M. gewonnen hat. *)

Unsere ehemals nicht weniger als blühenden Kunstzustände hat so eben ein herber Verlust betroffen, indem der beste hiesige Genremaler, der treffliche Danhauser, plötzlich am Nervenfieber starb. Danhauser ward 1805 in Wien geboren; seine Eltern hatten eine Möbelniederlage, mit der auch Bildhauerwaaren verbunden waren, wie sie zur Ausschmückung von Zimmern und Gärten verlangt werden. Diese plastischen Gebilde bildeten die erste künstlerische Anregung für den empfänglichen Sinn des Knaben, der sich bald entschloß sein Leben der Kunst zu widmen. Auf der Akademie erhielt er seine Ausbildung und schon dort zog er die Aufmerksamkeit des Professor Krafft, jetzt Schloßhauptmann und Gallerie-Inspector im k. k. Lustschloß Belvedere, auf sich, der ihn während zwei Jahren in seinem Atelier beschäftigte. Eine Einladung des Dichters Pyrker, der damals als Patriarch in Venedig lebte, führte den Künstler in diese herrliche Stadt, wo der Anblick der venetianischen Schule ihn dergestalt erschütterte, daß er gänzlich muthlos ward und der Malerkunst auf ewig ein Lebewohl sagen wollte. Doch bald siegte das Bewußtsein des eignen Talents über die Gewalt dieser Eindrücke, und Danhauser warf sich mit vollem Feuer der Kunst in die Arme. Obschon er eine bedeutende Anzahl religiöser Bilder für Kirchen malte, so war es doch nicht eigentlich das Historienfach, in dem sich seine tiefste Eigenthümlichkeit entfalten konnte, sondern erst in den fecken Griffen, die er in das unmittelbare Leben der Gegenwart mit so viel Glück zu thun verstand, bewährte sich der echte künstlerische Instinct, der Glanz seiner Begabung. Ein köstlicher Humor lacht uns aus jedem seiner herrlichen Genrestücke entgegen. Man erwartet eine die künstlerischen Bestrebungen dieses

*) Diese Berichtigung wurde bereits von der Augsburger Allgem. Zeitung gegeben. Daß uns derlei Irrthümer höchst unangenehm sind, brauchen wir wohl nicht erst zu versichern. In hohem Grade lächerlich finden wir jedoch den großen Berichtigungslärm, der sogleich geschlagen wird, wenn ein Correspondent (und mag er sonst noch so gut unterrichtet sein!) sich irgend einmal eine unrichtige Nachricht zu Schulden kommen läßt. Da kommen die Behörden und die Zeitungen, und spectaculariren und lesen den Text, und es ist von Glück zu sagen, wenn sie nicht sogleich „schlechte Presse,“ „Böswilligkeit“ uns an den Kopf werfen. Dafür nämlich, daß unsere Presse in Noth und Banden liegt, verlangt man, daß jeder Correspondent zum wenigsten ein Staatsminister sein müsse, unfehlbar wie der Papst und allwissend wie der liebe Gott selbst. — Man frage doch einmal bei den Regierungen an, wie oft ihre Gesandtschaften oder Geschäftsträger falsche und übereilte Berichte einsenden, und diese Correspondenten sind Excellenzen und kommen dem Staate theurer zu stehen, als alle seine Journale zusammen Einkünfte haben. Und ein Irrthum von jenen Correspondenten hat ganz andere Folgen obendrein, als eine arme, abgeschlachtete Zeitungsentee. D. Redact.

strebsamen Geistes nach allen Richtungen erschöpfende Biographie von einem jungen, hiesigen Gelehrten, Namens Eitelberger, der mit dem Geschiedenen in vertrauten Beziehungen stand. Danhauser ist arm gestorben, nicht weil seine Kunst unerkant und unbelohnt geblieben, sondern weil seine fromme Kindesliebe ihn vor einiger Zeit bewog, die Früchte seines Fleißes zur Deckung eines im Hause seiner Eltern ausgebrochenen Falliments zu opfern. Leider gönnte ihm der Tod nicht die Muse, das Verlorene wieder zu ersetzen, und jetzt müssen Frau und Kinder die kindliche Hingebung des Sohnes büßen.

Bei dieser Gelegenheit darf ich nicht unterlassen, die Eröffnung des Salons anzuzeigen, welche am 5. Mai Statt fand und am 20. Juni sich schließen wird. Es ist ein undankbares Geschäft, die Leistungen einer hiesigen Kunstausstellung zu würdigen, denn es herrscht darin die unerquicklichste Einförmigkeit. In jedem Jahr begegnet man nicht bloß denselben Namen, das wäre noch gar nicht so übel, allein auch denselben Bildern; da sind es immer wieder die virtuos gemalten Porträts nichtsagender Gesichter, die Landschaften aus Salzburg und Steiermark, die Redouten von Venedig u. s. w.; nirgends begegnet man dem feischen Geiste anregender Conzeptionen, überall dem Schlendrian der Routine, des ermüdendsten Einerlei. Dazu kommt noch, daß in Folge des bureaukratischen Geistes, in dem die Kunstangelegenheiten durch den akademischen Rath geleitet werden, sich von Jahr zu Jahr die hervorleuchtendsten Talente vom Schauplatz der Ausstellung zurückziehen, der nun von der gespreizten Mittelmäßigkeit und lächerlichsten Impotenz in Beschlag genommen wird. Bekanntlich ist der Eintritt in den Salon bloß gegen ein Entree von 10 Fr. C.=M. gestattet, und bei der großen Anzahl schaulustiger Besucher kommt auf diese Weise immer eine Summe von 10,000—12,000 Fl. C.=M. ein; über diese bedeutende, lediglich durch den guten Willen der ihre Producte steuernden Talente erzielte Summe erfährt nun der Künstler nicht das Mindeste, und er weiß am Ende nicht einmal, was mit dem durch seine gutmüthige Beihilfe erworbenen Gelde geschehen, ob es wirklich für Kunstzwecke verwendet und nicht etwa an Unwürdige verschwendet worden sei. Die Leiter der Ausstellung scheinen gänzlich zu vergessen, daß Männer von Ruf der Ausstellung nicht bedürfen, sondern dieser eine Ehre erweisen, wenn sie derselben ihre Gemälde leihen, wofür sie jedenfalls auch das Recht erworben haben dürften, nach der Art der Verwendung zu fragen und darüber eine Controlle auszuüben. Dieser Mißstand hat die Einrichtung zur Folge gehabt, daß Künstler wie Danhauser, Ammerling u. a. eigene Ausstellungen veranstalteten und die eingeflossenen Eintrittsgelder bestimmten Zwecken zuwiesen, was auch wieder in dem laufenden Jahre der Fall war.

III.

Aus Berlin.

Corso und zeitgemäßer Fortschritt. — Theater. — Gäste.

Wir haben jetzt einen „Corso!“ einen Corso, ein Longchamps, wie es die aristokratischen Zirkel gern nennen möchten. Der erste fand Statt auf dem Floraplatz, und da dieser für die Zahl der Equipagen und Fußgänger nicht Raum genug bot, erwählte man die breite Allee zwischen den Zelten und dem Hoffäger dazu. Hier ziehen denn stundenlang hinter einander, in gloriwürdiger Nachahmung römischer Sitte, die Wagen der vornehmen Welt, die prinzlichen sowohl als die der Adels- und Geldaristokratie, gefolgt von zahlreichen Miethwagen; Reichtum und Coquetterie entfalten sich in der Pracht der Equipagen, dem Glanz der Toiletten. Die „gemüthliche“ Spielerei der Berliner Aristokratie macht sich geltend, indem man Blumen und „Confetti“ einander zuwirft. Man dreht sich in blasirtem Dolce-far-niente eine Stunde nach der anderen auf demselben Flecke herum, als wolle man dem in Masse zuschauenden Volke ein anschauliches Bild entwerfen von dem beliebten zeitgemäßen Fortschritt, der in anhaltender maasvoller Bewegung, ohne Hast und Uebereilung, mit anständiger Ruhe und Bedächtigkeit immer wieder in seine eigenen Fußstapfen zurückkehrt.

Das letzte deutsche Schauspiel, das man auf unsrer Hofbühne sah, war Bauernfeld's „Ein Deutscher Krieger.“ Ich kann über das Stück nicht urtheilen, denn ich befand mich während seiner ersten hiesigen Aufführung in Leipzig, und eine zweite hat noch nicht stattgefunden. Sie war angefetzt, allein Herr Hoppe wurde krank, und die Vorstellung mußte abgeändert werden. Mehr als zwei Aufführungen hätte das Schauspiel ohnedies für's Erste nicht erleben können, da Fräulein Stieh, welche die Frau v. Laroche spielte, gleich darauf ihren Urlaub antrat. Das System, neue Stücke kurz vor der Abreise darin mitwirkender Schauspieler zum ersten Mal zu geben und dann, ehe man über den Eindruck im Publicum sich recht entschieden hat, sie ruhen zu lassen, ein System, das hier einzureißen droht, wird gewiß der deutschen Dramatik eine höchst sonderbare Förderung angedeihen lassen. Wegen der Menge zu gleicher Zeit erteilter Urlaube kann jetzt im Schauspiel gar nichts von Bedeutung gegeben werden. Das Theater schleppt sich, wie ein abgejagtes Fuhrwerk, durch den dürresten Sand. Im Schauspiel sind beurlaubt: Charlotte v. Hagn, Auguste Grelinger, Clara Stieh, Charlotte Birch-Pfeiffer, Hendrichs, Rott, Gräsemann, Grua, Schneider, Franz. Nun frage ich: was bleibt uns? Der König befahl, es solle am Sonnabend vor Pfingsten

ein ernstes Stück gegeben werden. Das war aber unmöglich herzustellen, und so wurde das Theater für diesen Abend ganz geschlossen, während die Franzosen im Concertsaale spielten! Die Aufeinanderhäufung der Urlaube ist eine neue Einrichtung des Herrn v. Küstner.

Während wir seit langer Zeit nun schon nach einer ersten jugendlichen Liebhaberin rufen, die unserm Theater nicht weniger Noth thut, als ein erster Charakterdarsteller, wird uns eine Anfängerin nach der andern vorgeführt. Jetzt wieder eine Fräulein Kerner aus dem Ballet, die als „Luise“ in „Kabale und Liebe,“ dann als „Preciosa“ auftrat. Für ein zweites, drittes Theater mag sie recht wohl angehen, denn sie ist bei schwachem Organ nicht ganz ohne Talent, aber ohne Kunstbildung und Verstandniß. Die Berliner Bühne besitzt dergleichen Mitglieder bereits zur Genüge. Aber wer weiß, ob sie nicht dennoch engagirt werden muß, denn die Ballettänzerinnen erfreuen sich zur Zeit bei uns sehr hoher Protection.

In der Oper gastirte Erl von Wien, den wir schon früher hörten, mit Beifall. Eine neue Oper hatten wir nicht seit dem „Feldlager in Schlessien,“ also seit mehr als fünf Monaten, denn Schneider's Operette „Der Schauspieldirector,“ mit zusammengetragener Musik aus verschiedenen Werken Mozart's, läßt sich dahin nicht rechnen. Kurz der in allen Zweigen des Lebens bei uns höchst beliebte Fortschritt, im Genre des Corso, beherrscht auch unser Theater. Wir dreh'n uns rechts, wir dreh'n uns links, der Popf, der hängt uns hinten.

N. G.

IV.

Notizen.

Preussische Bescheidenheit. — Freiligrath. — Gutes und Böses. — Daguerre als Trauerspielstoff. — Entgegnung.

— Das ist schön. Das ist brav und loyal. Der greise Festein und sein College in der badischen Deputirtenkammer, Herr Hecker, machen eine Lustreise nach Berlin, und 24 Stunden nach ihrer Ankunft empfängt sie die Polizei und weist sie zum Lande hinaus! Bravo! Möge Preußen überall so offen und geradeaus zu Werke gehen, da weiß man doch wenigstens, woran man ist. Man weiß dann wenigstens, was man von der deutschen Einheit zu halten hat, wenn die Mitglieder einer legislativen Kammer Süddeutschlands in einer norddeutschen Residenz wie Vagabunden behandelt werden. Und man nennt die Berliner arrogant! Die bescheidensten Menschen von der Welt verleumdet man so schmähslich. Ist es nicht Bescheidenheit, wenn eine Macht, die eine Armee von 100,000 Mann auf den Beinen hält, einen alten Mann und seinen Begleiter fürchtet? Wie viel unbeschei-

dener ist dagegen Oesterreich! Als vor sechs Jahren Rotteck nach Wien kam, wurden ihm alle Salons geöffnet, und Metternich lud ihn zu sich ein! Offenbar haben die preussischen Staatsmänner weniger Zutrauen zu ihrer gewinnenden Persönlichkeit und zu der Kraft ihres Systems. Heißt das nicht die Schüchternheit, die Modestie allzu weit treiben?

— Kaum daß die Nachricht von der Ausweisung einiger deutschen Schriftsteller aus Frankreich sich als ein voreiliger Lärm bewährt hat, indem keiner von ihnen, mit Ausnahme des allzu raschen Marx, das Weichbild der Stadt verlassen hat, so fliegt schon wieder durch alle Blätter die Ente: die belgische Polizei habe zwei Tage nach der Abreise Freiligrath's ihn verhaften wollen. Als Gewährsmann dieser Nachricht wird das Frankfurter Journal citirt, dem ein Correspondent geschrieben, ein Kaufmannsdiener habe ihm erzählt, daß ein Polizeidiener ihm gesagt u. s. w. Freiligrath und Heinzen (wie Marx und Andere) lebten den ganzen Winter ungestört in Brüssel, und Heinzen verhandelte sogar officiell mit der Polizei um Verabfolgung eines belgischen Passes nach Frankreich. Und gerade als sie abgereist waren, fällt es der belgischen Polizei ein, sie zu verhaften! Die deutschen Journale, welche von Ausweisung badischer Deputirten aus Preußen hören, können allerdings nicht glauben, daß es weder in der Richtung noch in der Macht der belgischen Regierung liegt, einen politischen Flüchtling, der ruhig lebt, zu verhaften oder auszuweisen. Wohl aber sollten liberale Journale sich hüten, durch solche Verleumdungen freisinniger Staaten und des Gegensatzes zu einheimischem Polizeiverfahren zu berauben. —

— Das Böse muß man erzählen wie das Gute, aus einem guten psychologischen Grunde. Die Guten handeln gut, weil sie gut sind, ohne Rücksicht, aus tiefem Pflichtgefühl und gewöhnlicher Ehrliche. Aber die Schlechten müssen aus Furcht vor der Schande, die sie trifft, zurückgehalten werden. Demungeachtet hat ein guter Mann mehr Vergnügen, wenn er etwas Gutes erzählen kann, als wenn er etwas Schlechtes erzählen muß. —

— Man erinnert sich noch an das blutrothe Trauerspiel von Houwald, wo die ganze Handlung sich darum dreht, daß ein Maler das Bild eines Proscribirten mit geschickter Hand gemalt hat, und darum von der ganzen Familie mit glühender Rache verfolgt und endlich getödtet wird. Was würde Daguerre nicht für einen schönen Houwald'schen Trauerspielstoff liefern! Die französische Regierung hat nämlich angeordnet, daß in Zukunft jeder Dieb oder sonstiger

Verbrecher, sobald er seine Strafe überstanden, daguerreotypirt werde, damit die Polizei sein Porträt besitze und im Falle einer neuen Verhächtigung ihn leicht wiederfinden könne. —

— Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und das Geschlecht der Don Quixote nicht aussterbe. In Nr. 138 der Allgemeinen Zeitung rennt ein solcher Ritter mit einer zwei Spalten langen Lanze gegen einen Artikel der Grenzboten: Wanderungen durch München, von einer Süddeutschen (Heft 16 u. 17). Er entdeckt, daß hinter der Süddeutschen keineswegs ein atlaffener Damenschuh, sondern ein männlicher Kautschukstiefel sich berge, denn „aus Auffassung und Darstellung sticht augenfällig mehr Gehirn als Ganglienleben.“ In seiner höchst edlen, aller Gemeinheit fernen Weltanschauung findet er dann, daß jener Aufsatz blos „aus Hunger nach Brot“ geschrieben ist. Endlich geht er in rührender Gutmüthigkeit so weit, uns mit einem Empfehlungsschreiben für den Index librorum prohibitorum zu versehen, indem er zu verstehen gibt, daß jener Aufsatz wohl nicht ohne Absicht im Mai publicirt wurde, um an die Münchner Vorfälle des vorigen Jahres à tempo zu erinnern. — Um nun Herrn Dr. G. zu beweisen, daß wenigstens in seiner Polemik das Gehirnleben nicht vorherrschend ist, haben wir der Redaction der Allgemeinen Zeitung, im Vertrauen auf ihre Discretion, den Namen der Verfasserin jener Wanderungen durch München, sammt den nöthigen Belegen, mitgetheilt und ersuchen sie freundlichst, zu bestätigen: 1) daß der erwähnte Aufsatz, in welchem zu unserem großen Vergnügen allerdings das Gehirn eine vorherrschendere Rolle spielt, als die Ganglien, wirklich eine Dame zur Verfasserin hat. 2) Daß diese Dame, den aristokratischen Kreisen einer deutschen Residenzstadt angehörig, eine ganz andere Stellung einnimmt, um „aus Hunger nach Brot schreiben“ zu müssen. 3) Daß dieser Artikel (welcher, nebenbei gesagt, nicht im Mai, sondern hier in Leipzig bereits Anfangs April erschienen ist) bereits im Monat Januar geschrieben und den Grenzboten zugekommen ist. — Die zweideutigen Hinweisungen auf einen andern unserer Mitarbeiter in München, den der anonyme Dr. G. als Verfasser sämtlicher Münchner Artikel, die in den Grenzboten erscheinen, zu bezeichnen scheint, machen uns diese Erklärung zur Pflicht.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.